

Franz Xaver von Schwäbl

Bischof von Regensburg (1833–1841)

von

Alexander Loichinger

Franz Xaver von Schwäbl wurde am 14. November 1778 im niederbayerischen Reisbach geboren. Sein Vater war Weißbäcker. Dazu besaß er ein kleines Anwesen. Schwäbl war das jüngste Kind unter insgesamt 21 Geschwistern, von denen aber elf bereits im Kindesalter starben.

Als Schwäbl zehn Jahre alt war, starb der Vater und die Mutter mußte allein für die Familie einstehen. Sie tat das aber offensichtlich mit großer fraulicher Stärke und Selbständigkeit. Sie schickte Franz Xaver im November 1791 nach Salzburg auf das Benediktiner-Gymnasium. Schwäbl war damals gerade dreizehn Jahre alt geworden. Die kommenden Salzburger Schuljahre zählten zu seinen glücklichsten und unbeschwerteren Lebensjahren. Schwäbl gehörte zu den guten und wirklich begabten Schülern und wurde offenbar von seinen Lehrern gefördert, auch in finanzieller Hinsicht. Dabei machte ihn wohl vor allem sein unbefangenes, aufgeschlossenes und offenes Naturell beliebt und empfehlenswert. Diese ursprüngliche Natürlichkeit aber, die sich Schwäbl zeitlebens bewahrte, war nicht zuletzt durch seine ländliche Herkunft und Kindheit geprägt. Die zu allem hinzutretende Empfindsamkeit und Sensibilität, fast Weichheit seines Wesens, die ebenso zeitlebens seine Persönlichkeit charakterisierte, aber war ein spezifisches Erbteil der Eltern.

Schwäbls schulische Ausbildung war von vornherein auf den geistlichen Beruf ausgerichtet. So begann er nun, nachdem er das Gymnasium in Salzburg 1796 verlassen hatte, am Lyzeum in München mit dem Philosophiestudium. Auch hier sorgten ältere Freunde für ihn, vor allem Imhof, einer seiner Salzburger Lehrer, und Ignaz Streber, der spätere Weihbischof von München, der ganze zwanzig Jahre älter war als Schwäbl und wie er aus Reisbach stammte. Seit 1798 studierte Schwäbl schließlich in Ingolstadt Theologie. Als die Universität im Jahre 1800 durch Kurfürst Maximilian IV. Joseph nach Landshut verlegt wurde, zog er als Quartiermeister nach Landshut voraus. An der Universität lernte er vor allem Sailer kennen. Ihm schloß er sich unmittelbar an und gehörte sehr bald zum engeren Kreis Sailer's Liebblingsschüler. Wirklich wurde Sailer für ihn prägend.

Sailer gehörte zu den bedeutendsten katholischen Theologen seiner Zeit. Er hatte sich als einziger in wissenschaftlich strengem Sinn mit dem Gedankengut der Aufklärung auseinandergesetzt. Seine vorzügliche Bedeutung aber lag in seiner erzieherischen seelsorgerlichen Leistung, vor der sein wissenschaftlich theologisches Werk grundsätzlich zurücktrat. Sailer gelang es, das durch Aufklärung und Säkularisation zersetzte christliche Glaubensbewußtsein neu zu begründen. Ihm war es dabei um die Erziehung zu einem lebendigen Christentum zu tun, zu einem Glauben, der den

ganzen Menschen in Anspruch nahm und aus einer echten inneren Erfahrung heraus lebte, der aus der rationalistischen Verflachung herausführte und die wahren religiösen Kräfte des Herzens und Gemüts neu weckte und erschloß. Vorbild dazu war Sailers eigene innerliche und kraftvolle Religiosität. Sie war von einer grundsätzlichen irenischen Weite geprägt. So sammelte Sailer die Kräfte des religiösen Neubeginns um sich. Einen ersten wirklich sichtbaren Ausdruck fand das in der sogenannten Landshuter Romantik. So wurde Sailer zum Mittelpunkt der katholischen Restauration, in ihrer ersten, von seiner Irenik her geprägten Phase.

Grundsätzlich waren hier dieselben Kräfte am Werk, die auch in anderen Kreisen wirksam waren, etwa im Sailer nahestehenden Kreis von Münster, in anderer Weise auch in der Mainzer und Tübinger Theologenschule. Sailer aber zeichnete eine geistige und religiöse Weite aus, die andernorts fehlen konnte, dazu eine lebensfrohe Unbefangenheit. Beides wurzelte in seiner umspannenden Persönlichkeit. So war er vor allem der geniale Menschenerzieher und Seelenführer, auch als Universitätslehrer. Er erzog eine ganze Priestergeneration. Seine Grundmaxime war dabei die Erziehung der gesamten Persönlichkeit in ihrer jeweiligen Individualität. Mitte war dabei die Entfaltung einer lebendigen Religiosität. Wieder war hier seine eigene Glaubenshaltung Vorbild. Ihr Kern war eine unzerstörbare Gottesgewißheit und Gottunmittelbarkeit, eine tiefe und wahre Frömmigkeit des Herzens, die aber nicht pietistische Einengung bedeutete, sondern aufgeschlossen war für alles Gute und Schöne in der Welt. Eben diese Aufgeschlossenheit war für Sailers Religiosität charakteristisch. Und diesen Glauben des Herzens, dazu das Vorbild seiner eigenen geistigen Weite gab Sailer an seine Schüler weiter.

Schwäbl hatte sein Universitätsstudium im Jahr 1801 abgeschlossen. Am 30. August weihte ihn Weihbischof von Schneid in der Michaelskapelle des Regensburger Domkreuzgangs zum Priester. Zwei Wochen später, am 13. September, feierte er dann in seiner Heimatpfarrei Reisbach Primiz. Sailer hielt ihm die Primizpredigt. Schwäbl kehrte nun zunächst noch einmal nach Landshut zurück. Er nahm dort die Stelle eines Präfekten an, dazu das Predigtamt an der Stadtpfarrkirche St. Jodok.

Erst im November 1802 trat er seine erste eigentliche Seelsorgsstelle an, als Kaplan in Adlkofen, einer kleineren Ortschaft bei Landshut. Hier wurde er mit einem Aufgabengebiet vertraut, dem er von Anfang an große Aufmerksamkeit zuwandte, der Schulbildung der Jugend. Tatsächlich sollte ihm die Erziehung der Jugend eine Art Lebensaufgabe werden. Jedenfalls gehörte ihr auch alle späteren Jahre über sein Interesse. Und zweifellos besaß Schwäbl hier den richtigen Blick und Zugriff für das Zeitnotwendige und Angemessene. Gerade auch damit wies er sich als Sailerschüler aus. Denn auch dessen Hauptanliegen war das Erzieherische.

Noch nicht lange war in Bayern die allgemeine Schulpflicht eingeführt worden. So setzte sich Schwäbl nun nachdrücklich für die Wiederherstellung und den Aufbau der in Adlkofen sehr vernachlässigten Pfarrschule ein. Dabei konnte er auf die Unterstützung des dortigen Lehrers zählen. Bei der ländlichen Bevölkerung aber stieß er zunächst auf zähen Widerstand, so etwa bei der Einführung neuer Schulbücher und vielem ähnlichen. Dieser Widerstand galt freilich auch wieder der Schule als solcher. Hiergegen aber ging Schwäbl mit größter Geduld vor und mit größtem pastoralen Geschick. Das zeigen jedenfalls seine Erfolge. Ein sprechendes Beispiel für sie und für seine Unermüdlichkeit mag die Tatsache sein, daß Schwäbl in Adlkofen die Feiertagschule längst eingeführt hatte, bevor sie im September 1803 zur allgemeinen Pflicht gemacht wurde.

Mit seinen Ideen zur Schulreform hatte sich Schwäbl auch an die Regierung selbst

gewandt und dort Anerkennung gefunden. So war es nicht weiter verwunderlich, wenn er mit Schulbeginn des Jahres 1804 zum Professor am Landshuter Gymnasium ernannt wurde. Bereits ein Jahr später aber übernahm er die Pfarrei Oberviehbach. Er war nun freilich erst 27 Jahre alt. In Oberviehbach hatte Schwäbl von Anfang an begonnen, eine Art Jahreschronik zu führen, in der er alle wichtigeren und nennenswerten Ereignisse festhielt, der er aber auch vieles ganz Persönliche anvertraute. Durch diese Quelle werden zugleich diese Pfarrjahre greifbarer.

Die ersten Jahren waren nicht leicht. Allgemein hatte man unter der napoleonischen Zeit zu leiden. Durchziehende Truppen forderten immer wieder Kost und Quartier, gerade auch von Schwäbl als dem Pfarrer. Denn dem Pfarrhaushalt gliederte sich, wie das meist üblich war, eine mehr oder weniger ansehnliche Ökonomie an, für die Schwäbl zu sorgen hatte und die zugleich einen Teil seines Einkommens ausmachte. Große unmittelbare Auswirkungen des Krieges aber mußte man hier auf dem Land nicht befürchten. Auch in der neuen Pfarrei gehörte Schwäbls besonderes Interesse der Schule. Er setzt dafür sogar eigene Mittel ein. So bereitete er durch privaten Unterricht im Pfarrhaus meist über zwanzig Knaben für den Besuch auf höhere Schulen vor. Sein Kaplan unterstützte ihn dabei. Selbstverständlich war dieser Unterricht kostenlos.

Schwäbl war als sehr junger Pfarrer nach Oberviehbach gekommen. Er brachte für seine neue Stelle große Pläne und unermüdete Initiativen mit. Das entsprach zugleich seinem ganzen Wesen, das zwar bereits in diesen jungen Jahren sehr ausgeglichen war, in dem aber eine unverbrauchte und zupackende Frische lag. Sie blieb für Schwäbl zeitlebens charakteristisch und wirkte auf die ganze Umgebung in einem sehr wohlthuenden Sinn belebend und aufmunternd. Die eigene Lebensfreude spiegelte sich zugleich darin wider. Schwäbl verbreitete sie, wohin er kam, ganz ähnlich wie Sailer. Erst die letzten Krankheitsjahre lähmten hier vieles an ihm.

Auch das Pfarrhaus selbst erfüllte lebendigstes Leben. Auch hier war Schwäbl ganz und gar Schüler Sailers. Wie dieser suchte und pflegte er den Kontakt mit gleichgesinnten Freunden, vor allem mit den Amtskollegen der Nachbarschaft. Man fand sich hier ganz ungezwungen zusammen, wobei auch jeder Freundesfreund stets willkommen war. Auch Sailer selbst besuchte Schwäbl das eine oder andere Mal in Oberviehbach. Schwäbl bedurfte von seinem Wesen her dieser Geselligkeit und dieses Austausches. Zunächst hatte auch seine Mutter bei ihm gewohnt. Sie war aber bereits im Dezember 1809 gestorben. Die Gastlichkeit des Oberviehbacher Pfarrhauses war bekannt. Grundsätzlich stand es jedermann offen. Und wenn man dort wirklich ganz unbefangenen aus- und eingehen konnte, so war das einerseits ein Zeichen für Schwäbls große Leutseligkeit und andererseits für das Vertrauen, das er in seiner Pfarrei besaß.

Ziemlich bald begann Schwäbl mit der Renovierung der Pfarrkirche. Dabei griff er auch verändernd in die Innenausstattung ein und befreite sie von allem Überladenen, das sich in Landkirchen gern einfand. Auch neue Altarbilder ließ er anbringen. Eine Neuheit aber war vor allem das Schlagwerk für den Kirchturm, dazu die Blitzableiteranlage der Kirche. Am Pfingstsonntag des Jahres 1812 wurde die Pfarrkirche neu eingeweiht. Sailer hatte dazu die Predigt übernommen. Im Kirchenvolk hatte man die vorgenommenen Veränderungen keineswegs kritisiert, nicht zuletzt des Zutrauens wegen, das man zu Schwäbl hatte.

Dieses Zutrauen bewies sich auch, als Schwäbl die deutsche Muttersprache im Gottesdienst vermehrt geltend machte, in den liturgischen Gebetstexten, vor allem in der Pflege des deutschen Kirchenlieds. Im Jahr 1807 hatte er zum erstenmal mit den Kommunionkindern eine deutsche Messe eingeübt. Daß das überhaupt möglich war, war freilich zugleich ein entschiedenes Verdienst der katholischen Aufklärung und der von

ihr angestoßenen liturgischen Bewegung. Der Gottesdienst sollte auch im direkten und bewußten wortwörtlichen Sinn seiner liturgischen Texte mitvollzogen werden können. Dahinter stand zugleich wieder die betont religiös erzieherische Absicht, von der die ganze Zeit geprägt war. Die Grundintention des konkreten lebendigen Mitvollzugs aber war in einem durchaus heutigen Sinn modern. Hier hatte vor allem Sailer vielem den Weg bereitet. Und Schwäbl zeigte sich hier wieder als der Sailer Schule zugehörig, indem er das Zeitnotwendige und Zeitmögliche zur Geltung brachte.

Schwäbls ausgeprägtes und erzieherisches Interesse ließ ihn auch schriftstellerisch tätig werden. So gab er als Pfarrer von Oberviehbach die „Kleine Hauslegende für den Bürger und Landmann“ heraus, dazu seine „Kurzen und lehrreichen Parabeln“, seine „Geschichtspredigten“ und „Primizpredigten“. Damit wandte er sich an die Jugend und die Erwachsenen zugleich. Freilich verfügte er nicht über ein ausgesprochenes Erzähl-talent wie etwa ein Christoph Schmid, dessen Jugendgeschichten weiteste Verbreitung fanden. Das war aber zugleich sekundär. Denn die erste und entscheidende Absicht dieser Literatur war gerade nicht ihr literarischer Eigenwert, sondern ihr erzieherischer Nutzeffekt. Die Lektüre sollte dem Leser zu religiöser Erhebung und Vertiefung verhelfen, sollte in ihm den Geist wahrer christlicher Andacht und Gesinnung wecken, im Denken und im Handeln. Auf diesem ganz konkreten und praktischen geistig religiösen Gewinn kam es an. Alles übrige trat dahinter zurück.

Hinter allem stand allerdings das größere Bemühen, eine echte religiöse Erbauungsliteratur zu schaffen. Tatsächlich entsprach das einer spezifischen Not der Zeit nach dem zersetzenden Einbruch von Säkularisation und Aufklärung. Gerade auch Sailer leistete hier mit seinem Schrifttum Bedeutendes, vor allem mit seinem Gebetbuch, das in katholischen und protestantischen Kreisen gleichermaßen in Gebrauch war. Ein typisches Produkt dieser literarischen Bewegung war etwa Melchior Diepenbrocks Geistlicher Blumenstrauß, eine Sammlung ausgewählter geistlicher mystischer Dichtung, die zwar denselben religiös erbauenden und erhebenden Zweck verfolgte, aber zugleich größtes ästhetisches Feingefühl verriet. So läßt sich diese Literatur eindeutig eingliedern in die Epoche des geistlichen Biedermeier beziehungsweise in die noch strenger gefaßte des literarischen Nazarenertums. Charakteristisch für sie ist neben der erbaulichen Absicht die Betonung des Gefühlsmäßigen. Das war als Gegenbewegung zur rationalistischen Kühle der Aufklärung durchaus verstehbar. Aus allem spricht aber zugleich eine Sentimentalität, die gewiß wahr empfunden war und die ganze Zeit geprägt hatte, die heute aber meist befremdend und gewollt anmutet.

Offensichtlich kam es zwischen Schwäbl und seiner Pfarrgemeinde nur ein einziges Mal zu einer nachhaltigen Auseinandersetzung. Sie betraf das von der Regierung angeordnete und von Schwäbl strikt durchgeführte Verbot des Wetterläutens, des Läutens der Kirchenglocken bei Gewitter und Unwetter. Im Volk glaubte man an die Wirkung dieses Geläuts. Freilich konnte dieser Streit nicht das grundsätzliche Vertrauen zerstören, das man zu Schwäbl als Pfarrer hatte. Auch innerhalb der Geistlichkeit stand Schwäbl in hohem Ansehen. Ein sichtbarer Beweis dafür war, daß man ihm im Jahr 1819 schließlich die Dekanatsgeschäfte übertrug, was für Schwäbl selber eine nicht geringe Mehrbelastung an Arbeit bedeutete.

Schwäbls Gesundheit aber war dem nicht gewachsen. Er zog sich ein Nervenleiden zu und litt schließlich unter sehr schmerzhaften Brustkrämpfen, eine gesundheitliche Schwäche, die wohl in Zusammenhang mit seiner großen Sensibilität stand. So ging er im Jahr 1821 zur Kur nach Brückenau. Dort fand er zwar wesentliche Besserung, aber es blieb eine grundsätzliche körperliche Anfälligkeit zurück und die Ärzte rieten ihm zu größerer Schonung. So mußte er schließlich einsehen, daß er seiner Arbeit als

Pfarrer nicht mehr gewachsen war. Für ihn war das, da er mit Leib und Seele an seiner Pfarrei hing, zunächst eine sehr bittere Einsicht. Siebzehn Jahre lang war er nun Pfarrer von Oberviehbach, und er konnte auf viele Erfolge blicken. Zweifellos hatte er seiner Pfarrei eine sichtbare und spürbare Prägung verliehen.

Schwäbl handelte nun von sich aus. In Brückenau hatte er Kronprinz Ludwig persönlich kennengelernt. Ihn bat er nun, ihn mit Rücksicht auf seine Gesundheit ins Münchener Domkapitel aufzunehmen. Tatsächlich geschah das sehr bald, am 1. August 1822. Schwäbl war vom Kapitel einstimmig gewählt worden. Die von der bayerischen Regierung angefochtene Bestimmung der Notwendigkeit einer päpstlichen Bestätigung aber verzögerte schließlich seine wirkliche kanonische Institution bis zum 28. Januar 1825. Trotzdem war er diese Zeit über bereits ordentliches Mitglied des Geistlichen Rates und nahm so faktisch an allem teil. Auch das ihm als Kapitular zustehende Einkommen wurde ihm von der Regierung ausgezahlt.

Schwäbls Ernennung war vor allem mit der Unterstützung Kronprinz Ludwigs zustande gekommen. Zur Empfehlung genügte ihm, daß Schwäbl Sailerschüler war und auch Sailer selbst Schwäbl an diese Stelle wünschte. Am 23. Oktober 1825 hatte Ludwig I. den Thron bestiegen. So fiel auch Schwäbls Münchener Domkapitularszeit unmittelbar mit der Zeit der Regierung König Ludwigs I. zusammen, in der dieser in allem das Programm der katholischen Restauration mit seinem religiösen Grundanliegen zur Geltung brachte. In allem lag ein großer Aufbruch. Alle Lebensbereiche in Politik, Religion und Kultur sollten von hierher neu begründet und durchdrungen werden. Was die bayerische Kirchen- und Kulturpolitik betraf, so war Ludwig bereit, sie ganz im Geiste Sailers zu erneuern. Sailer selbst sollte in allem unmittelbaren Einfluß nehmen. So war in den Jahren nach Ludwigs Regierungsantritt in Bayern letztlich allein Sailer prägend in seiner irenischen Gläubigkeit und geistigen Weite. Das war vor allem zu Sailers Lebzeiten so. Daher setzte auch in dieser Hinsicht die Regierungszeit Ludwigs I. mit ihrem Höhepunkt ein. Eigentlich bestimmend aber blieben die Sailerischen Maßstäbe bis zum Ministerium Abel.

Der Einfluß, den Sailers Persönlichkeit auf Ludwig hatte, kann kaum groß genug eingeschätzt werden. Sailer war für Ludwig der lebende Maßstab in allen Kirchenfragen und das Vorbild eines katholischen Bischofs. Er nutzte diese Vertrauensstellung aber nie aus. In allem wahrte er ein sicheres Taktgefühl, vor allem eine feine Rücksichtnahme auf das streng autokratische Herrscherbewußtsein Ludwigs, mit dem er sich selbst überall die letzte Entscheidung vorbehielt. Trotzdem gingen sehr viele wesentliche Entscheidungen in der bayerischen Kirchen- und Kulturpolitik direkt auf den Einfluß und die Initiative Sailers zurück. So ist das Wort, König Ludwig sei der Schutzherr der kirchlichen Restauration in Bayern gewesen, Sailer aber ihre Seele, ebenso berechtigt wie wahr.

Vorzüglich diente hierzu die Ernennung Eduard von Schenks in das Innenministerium im September 1828. Schenk war von seinem Landshuter Studienaufenthalt her in seiner Geistes- und Glaubenshaltung wesentlich durch Sailer geprägt. Auch das Vertrauensverhältnis zwischen Sailer und Schenk rührte von dieser Zeit her. Über Schenk liefen dann auch die meisten Gesuche Sailers an der König. So verging kaum eine Woche, in der Sailer sich nicht an Schenk gewandt hätte. Manches bedurfte der nachdrücklichen und wiederholten Vermittlung beim König. Über all die Jahre kam recht eigentlich Schenk diese Rolle zu. Hier aber taten vor allem auch Schwäbl und Georg Oetl vieles. Sailer ließ durch sie, insbesondere durch Schwäbl, vieles an Schenk gelangen.

Das war auch umgekehrt so. Schenk bediente sich immer wieder Schwäbls, um

Sailer über den Fortgang einer Sache zu informieren. So aber hatte Schwäbl nicht nur unmittelbaren Einblick in das meiste, sondern wirkte an vielem, so wie es der Vertrautheit und Gesinnungsgleichheit dieses Kreises entsprach, auch selbst unmittelbar mit. In diesem Sinn war Schwäbl Sailer als vertrauter und in alles eingeweihter Mitarbeiter in München unentbehrlich. Zweifellos war er für Sailer bei Schenk und der königlichen Regierung so etwas wie ein unbestechlicher und unermüdlicher Sachwalter. Denn Schwäbl stand Sailer doch näher als Schenk. Schwäbl war ein Mann der Kirche, Schenk Politiker. So machte Schenk auch überall die strenge staatskirchliche Praxis der Regierung geltend. Es konnte dabei zu sehr harten Reibereien kommen, in denen sich Sailer dann rückhaltlos zum kirchlichen Standpunkt bekannte, die Regierung aber an ihren staatskirchlichen Grundsätzen festhielt, selbst gegen Sailer. Dieses strenge bayerische Staatskirchentum bildete zugleich die unumstößliche Rahmenbedingung der katholischen Restaurationsarbeit der Regierung Ludwigs I. insgesamt. Auch von hierher wird verstehbar, warum Schwäbl für Sailer in München in vielem sehr wichtig war. Er konnte hier manches abfangen und ausgleichen.

Ein Beispiel mag hier die Frage der Lyzeen sein. Sie schienen Schwäbl notwendige Garanten der theologischen Ausbildung des Priesternachwuchses. Nachhaltig setzte er sich für sie ein und mußte dabei vor allem gegen den ganz andersgerichteten Einfluß Friedrich Thierschs ankämpfen. Freilich brachte hier nicht zuletzt die Intervention Sailers und seiner schulpolitischen Pläne den Erfolg. Aber Schwäbl hatte hier Entscheidendes initiiert, ganz im Sinn des katholisch-restaurativen Ideenprogramms. Hauptmotiv war wieder sein besonderes Interesse an der Schulbildung, jetzt insbesondere auch an der Ausbildung des Klerus, für die er nach dem Abbruch durch die Säkularisation wieder eine neue Kontinuität herstellen wollte. So führte auch er die von Ludwig verfügte Gründung des Freisinger Klerikalseminars aus, das schon 1826 eröffnet wurde. Die Jahre darauf wurde dort auch ein Gymnasium eingerichtet. Die Errichtung des Freisinger Lyzeums aber war dann vor allem sein Werk, freilich in Unterstützung durch Gebstall und auch Oetl.

Die Briefe Sailers an Schwäbl besitzen trotz der Sachlichkeit ihres Inhalts stets einen entschieden freundschaftlichen Ton. Das zeigen schon die persönlichen Anreden mit „Liebster Franz Xaverius“ oder „Liebster Schwäbelius“, aus denen neben der großen Vertrautheit zugleich ein scherzhafter Übermut sprach. Das zeigen auch die vielen persönlichen Bezugnahmen, auch die typisch Sailerschen Nachschriften, die beinahe regelmäßig am Briefende wiederkehrten als kurze aufmunternde Worte, meist in lateinischer Sprache. Sie waren Zurufe oder eine Art Lebensmotto für die augenblickliche Situation. In ihnen klang stets Sailers eigene natürliche Lebensfreude und christlicher Lebensmut wider. Beides wollte Sailer weitergeben.

Das spiegelte vor allem auch der Barbinger Freundeskreis um Sailer wider. König Ludwig hatte Sailer im Sommer 1826 das eineinhalb Wegstunden vor Regensburg gelegene Schloß Barbing zur Benutzung auf Lebenszeit überlassen. Hier versammelte sich Jahr für Jahr in den Herbstmonaten ein Freundeskreis. Zu ihm gehörten Joseph Widmer und Christoph Schmid, beide ehemalige Lieblingsschüler Sailers, Carl Proske, Anton Zumfelde und Melchior Diepenbrock, Sailers Privatsekretär, auch Clemens Brentano und Joseph Görres, dazu stets auch Eduard von Schenk mit seiner Gattin Theresia und deren Schwester Charlotte von Neumayr, und vor allem eben auch Schwäbl. Dieser Kreis, der sich jedesmal wie eine Familie um Sailer sammelte, ist zugleich typisch für das allgemeine Verhältnis Sailers und seiner Schüler und Freunde.

So gab es auf Barbing keine Geheimnisse. Es herrschte in allem eine unbefangene

Offenheit. Die Mitte bildete freilich Sailers milde, aber doch immer väterlich durchdringende Persönlichkeit. Hierin lag überhaupt seine geniale Erziehungsgabe. Sailer ließ seine Schüler sich aus den Gesetzen ihrer eigenen Persönlichkeit entfalten und bedrängte nirgends, verstand es aber dabei, ihnen seine Geistigkeit und Gläubigkeit zum Vorbild zu machen und zu vermitteln. Zeitlebens erzog so Sailer zu durch und durch selbständigen Persönlichkeiten. Das belegte gerade auch die große Unterschiedlichkeit der dem Sailerschen Schülerkreis zugehörigen Persönlichkeiten. Beispielhaft dafür mögen zwei in Wesensanlage und Temperament so verschiedene Schüler wie Schwäbl und Diepenbrock sein. Schwäbl war Altbayer, Diepenbrock Westfale. Schon von daher lag in beider Wesen viel Unterschiedliches. Beide aber waren Freunde geworden, und das Einere war vor allem auch das von beiden gleichermaßen unverbrüchlich festgehaltene Vorbild Sailers.

Hinzu kam ein Anderes. Sailer anerkannte in seinen früheren Schülern zugleich auch immer gleichwertige Freunde. Freilich empfanden sie sich selbst immer als Sailerschüler. Aber in dem nahen Vertrauensverhältnis war der ganze hemmende Abstand zwischen Schüler und Lehrer überwunden, zugleich aber die ganze Verehrung für Sailer erhalten. Auch das war bezeichnend für Sailers erzieherische Persönlichkeit. Als Beispiel kann hier wieder Schwäbl genommen werden. Er handelte in allem aus durchaus eigener Initiative, auch Sailer gegenüber, blieb aber zugleich in allem der Sailerschen Gesinnung verpflichtet. So lag beinahe etwas ganz Selbstverständliches darin, daß er schließlich Sailer auf den Bischofsstuhl von Regensburg nachfolgte. Das war nicht zuletzt Sailers eigener ausdrücklicher Wunsch gewesen, wie Diepenbrock Ludwig versicherte.

Ludwig I. ernannte Schwäbl am 12. März 1833 zum Bischof. Erst vier Tage zuvor war Michael Wittmann gestorben, und zwar als bloß ernannter Bischof von Regensburg. Durch eine Nachlässigkeit der Münchener Nuntiatur hatte man seine rechtzeitige Präkonisation in Rom versäumt. Wohl deshalb erfolgte jetzt die päpstliche Präkonisation Schwäbls überaus schnell, bereits am 15. Mai 1833. Am 26. Mai empfing Schwäbl im Dom zu München durch Erzbischof Gebattel die Bischofsweihe. Weihbischof Streber und Bischof Riccabona aus Passau leisteten ihm dabei Assistenz. Bereits eine Woche später fand im Regensburger Dom die feierliche Inthronisation statt.

Mit zu den ersten Arbeiten Schwäbls als Bischof gehörte es, die Errichtung eines Grabdenkmals für Wittmann zu veranlassen, nachdem König Ludwig für das Sailersche Denkmal aufkommen wollte. Wittmann war in Regensburg weit mehr verwurzelt als Sailer. 45 Jahre lang hatte er in der Stadt gewirkt und das allgemeine kirchliche Leben maßgeblich mitgeprägt. Freilich ging von ihm eine eigentümliche asketische Strenge aus, die etwas Dunkles und Abgründiges an sich trug. Sie war aber zugleich Ausdruck seiner einzigartigen Priesterpersönlichkeit. Diepenbrock charakterisierte in seiner Trauerpredigt auf Wittmann den Unterschied zu Sailer treffend, wenn er Sailer mit Johannes verglich, den Jünger der Liebe, mit dem zahmen Rebhuhn im Schoß, Wittmann aber mit Jakobus, dem Gerechten, mit den Kamelschwielen an den Knien vom unaufhörlichen Beten. Das war im Bild gesprochen, traf aber den Kern beider menschlicher und priesterlicher Wesensgestalten. Während Sailer der fremd Hinzugekommene blieb, war Wittmann dem Volk unmittelbar vertraut und wurde, wohl nicht zuletzt seiner streng asketischen Haltung wegen, bereits zu Lebzeiten als heiligmäßiger Priester verehrt. Das spiegelte auch die sofort einsetzende Verehrung seines Grabes wider, die bis heute andauert.

Ebenso wie der König gab Schwäbl Wittmanns Grabdenkmal bei dem Münchener Bildhauer Konrad Eberhard in Auftrag. Beide Denkmäler sollten im gotischen Stil des

Domes gehalten sein. Dazu griff Eberhard Schwäbl Anregung auf, Wittmann auf einem Sarkophag ruhend mit gefalteten Händen und einem Kreuz darzustellen, entsprechend seinen Worten, er wolle unter dem Kreuz sterben. Im September 1837 konnte Schwäbl die beiden Denkmäler einweihen.

Aufs ganze besehen, war Schwäbl zweifellos der geeignetste Nachfolger Sailers und Wittmanns. Denn er war gewillt, das Bistum ganz im Geist Sailers weiterzuführen. Jedoch setzte Schwäbl während seiner achtjährigen Bischofszeit ganz bewußte Schwerpunkte, in denen sich einerseits seine persönlichen Vorlieben spiegelten, die aber anderseits seiner Amtszeit ein ganz bestimmtes Eigengepräge verliehen. Es hatte sich doch bemerkbar gemacht, daß die Regensburger Diözese während der letzten zehn Jahre stets von Bischöfen regiert worden war, die am Ende ihres Lebens standen, deren beste Zeit und Kraft vorüber war. Das war bei Wolf so gewesen und letztlich auch bei Sailer. Wittmanns Zeit als Kapitularvikar war ohnehin nur eine Überbrückung gewesen. So mußte Schwäbl hier in vielem neu einsetzen. Er handelte dabei aber in strenger Pietät allen Gegebenheiten gegenüber, die aus Sailers Bischofszeit stammten.

Beispielhaft ist hier die Neuorganisation des Geschäftsverkehrs im Ordinariat, die Schwäbl sofort vornahm. Er wollte damit eine möglichst straffe Führung und Durchbildung des Ordinariats erreichen. Dahinter stand das grundsätzliche Anliegen, in allem die bischöfliche Jurisdiktion geltend zu machen. Sie sollte von nun an stärker hervortreten. Keinen andern Sinn hatte auch die Anordnung, ihm vierteljährlich sämtliche Beschlüsse des Generalvikariats in Form der Sitzungsprotokolle vorzulegen. Hier zeigte sich sein Bemühen, in alles selbst Einsicht zu gewinnen, zugleich aber alles dem unmittelbaren Wissen und Zugriff des Bischofs zu unterstellen. So wollte Schwäbl überall gewissermaßen die Präsenz des Bischofs betonen und wahren. Hier trat also eine ganz andere Entschiedenheit der bischöflichen Amtsführung entgegen, als das bei Sailer der Fall war, der vieles schon aus Gesundheitsgründen abgeben und delegieren mußte.

In eben demselben Sinn veranlaßte Schwäbl, daß von nun an alle Eingaben an das Ordinariat an ihn, den Bischof, zu adressieren und ihm auch zur ersten Kenntnisnahme zu überbringen seien. So aber hatte der ganze Ordinariatsbetrieb eine eindeutige Ausrichtung auf den Bischof hin erhalten. Die bischöfliche Gewalt, der das Ordinariat grundsätzlich unterstand, war damit neu betont. Das richtete sich freilich nicht gegen die bisherige Selbständigkeit, die im Regensburger Ordinariat allerdings ausgeprägter war als in allen übrigen bayerischen Diözesen. Vor allem Sailer hatte diese Grundprinzipien einer kollegialen Bistumsverwaltung, im Kollegium des Geistlichen Rats ebenso wie im Miteinander mit der bischöflichen Amtsgewalt, betont. So arbeitete das Regensburger Ordinariat von jeher aus eigener Initiative, auch dem Bischof gegenüber und manchmal dem Bischof entgegen. Rechtlich blieb nun dieses Prinzip auch von Schwäbl unangetastet. Aber er hatte allem ein neues Vorzeichen gegeben, die unmittelbare und unbedingte Prädominanz der bischöflichen Autorität und Jurisdiktion. Das war von Schwäbl her völlig zu Recht durchgesetzt. Aber alles bedeutete doch auch eine Umstellung. Und in den folgenden Jahren blieben die Anlässe zu Reibereien nicht aus, die gerade dieses Verhältnis zwischen Bischof und Kapitelskollegium betrafen. Schwäbl drang hier auf Zentralisation.

Er tat das mit einer gewissen, an ihm zunächst überraschend wirkenden Unnachgiebigkeit. Denn für seine Persönlichkeit war gerade die große Milde und Wärme charakteristisch, die von ihm ausging. Mit ihr durchdrang er auch die ganze Umgebung. Dabei war ihm eine durchaus unbefangene Herzlichkeit zu eigen, die vor allem im

breiten Volk dankbar aufgenommen wurde. Gelegenheit dazu gaben die weiten Firm- und Visitationsreisen, die Schwäbl machte. Hier war Schwäbl durchaus mit Sailer zu vergleichen. Wie dieser besaß er eine ganz natürliche und ungezwungene Leutseligkeit. Darin lag zugleich eine aufrichtige Sorge und Anteilnahme, selbst am Kleinsten und Alltäglichsten. Mit wachsenden Jahren aber trat hierzu immer mehr der Zug echter Güte. Freilich mußte Schwäbl später krankheitshalber solche Begegnungen größtenteils unterlassen, was ihn selber am meisten bedrückte.

Dieser Wesenszug der Milde und Nachsichtigkeit hemmte aber bei Schwäbl keineswegs seine Durchsetzungskraft, wie das bei weicheren Gemütern meist der Fall ist. Er machte seine bischöfliche Autorität sehr zielstrebig und zielbewußt geltend. Zugleich war es ihm ein grundsätzliches Anliegen, die auftretenden Gegensätze zwar in aller Offenheit auszutragen, aber die Parteilungen dann wieder miteinander auszusöhnen. Wirklich besaß Schwäbl eine solche integrierende Kraft. Sie gehörte zweifellos zu seinen großen Fähigkeiten und schuf während seiner ganzen Bischofszeit in Kapitel und Ordinariat eine wohltuende Atmosphäre. Allerdings entsprach dem die grundsätzliche Bereitschaft zur Zusammenarbeit auf seiten des Domkapitels selber. In ihm herrschte eine grundsätzliche Gesinnungseinheit, die nicht zuletzt auf die glücklichen Ernennungen unter Sailer zurückging. Freilich gab es auch hier oft sehr hart geführte Streitfälle. Sie wurden aber immer offen und sachlich ausgetragen und zerstörten nie diesen zugrundeliegenden Willen zur Zusammenarbeit. Dieses Klima war maßgeblich auch durch Schwäbl bestimmt worden.

So waren bei Schwäbl Milde und Durchsetzungskraft zu gleichen Teilen ausgeprägt. Jede allzugroße Schärfe und Härte aber lag ihm fern. Sie widersprach grundsätzlich seiner Wesensnatur. Und jeder anhaltende und heftige Konflikt setzte ihm persönlich sehr zu. Schwäbl war von äußerst sensibler Natur. Das zeigte sich vor allem während der späteren Jahre chronischer Krankheit. So überwog in seinem Wesen letztlich doch das Milde und Aussöhnung Suchende. Das war bei ihm nicht Schwäche, sondern Vorzug. Denn er setzte es um in eine vorzüglich weitertragende integrierende Kraft der Harmonisierung und Einbindung der Gegensätze. Und das war zugleich das Charakteristikum seiner ganzen bischöflichen Gestalt und Persönlichkeit sowie seiner Amtsführung.

So war es nur natürlich, wenn Schwäbl stets den unmittelbaren persönlichen Kontakt zu seinem Diözesanklerus suchte. Hierzu dienten auch die jährlichen Amtsreisen, mit denen er gezielt das ganze Bistum abkommen wollte. Auch die Wiedereinführung der alten Dekanatsverfassung mit frei gewählten Vorständen und jährlich abgehaltenen Dekanatsynoden, dazu die Einforderung jährlicher Berichte der Ortspfarrer hatte nicht zuletzt diesen Sinn. Schwäbl ging es dabei vorzüglich um die Zusammenarbeit mit dem Klerus sowie der Geistlichkeit untereinander. Die Synodalkonferenzen fanden auch unter seinem Vorsitz statt. Hier tritt wieder ein für Schwäbl typischer Zug hervor: vor allem amtlichen Schriftverkehr bevorzugte er grundsätzlich die mündliche Aussprache, weil sie meist viel umfassendere Lösungen brachte, vor allem aber weil sie zusammenführte und einte. Auf dieses Miteinander kam es ihm an. Und hier kam ihm insbesondere wieder die wirklich integrierende Kraft seiner Persönlichkeit zustatten.

Zugleich war er der Motor dieser Konferenzen, auch wo er nicht selbst anwesend war. Er forderte Stellungnahmen, brachte Anträge ein, gab Hinweise und Anstöße, vor allem im geistig-geistlichen Sinn. So war aus allem zugleich ein vorzügliches bischöfliches Vollzugsorgan geworden. Aber es ging Schwäbl gar nicht in erster Linie um diese jurisdiktionelle Amtsausübung, sondern um die geistig-geistliche Präsenz

des Bischofs im Klerus und für den Klerus. Auch das ist wieder ein Hauptmerkmal seiner Amtszeit. Schwäbl wollte seinem Diözesanklerus als Bischof vor allem geistige Mitte und Wegweiser sein. Gerade hier aber konnte er, wenn es um hartnäckige Disziplinarfälle ging, sehr rigoros durchgreifen.

Ebenso wie für Sailer war auch für Schwäbl als Bischof die Seelsorge das erste Anliegen geblieben, vor allen Geschäften der Diözesanverwaltung. Die breite Bevölkerung suchte er über den Klerus zu erreichen, auch durch seine eigenen Predigten und regelmäßigen Hirtenbriefe. Der neu ausgearbeitete Diözesankatechismus erwies sich allerdings als Fehlschlag. Allgemein kritisierte man seine Sprachgestalt und die schlechte Auswahl der Schrifttexte. Schwäbl sah diese Kritik ein. In Regensburg selbst prägte Schwäbl das allgemeine kirchliche Leben und damit auch das geistige Antlitz der Stadt unmittelbar mit. Die besitzende Bürgerschaft war überwiegend protestantisch und politisch liberal gesinnt. So setzte er hier bewußt ein betont katholisches Gegengewicht. Er konnte sich dabei auf Schenk stützen, der seit 1831 Regierungspräsident in Regensburg war. Eigentlich aber führte man hier nur fort, was Sailer begonnen hatte, nämlich die Erneuerung der katholischen Geisteskultur. Auch der Sailerschen Irenik blieb man verpflichtet und handelte stets mit Takt und Rücksicht dem protestantischen Bevölkerungsteil gegenüber. Aber es waren nun eben doch im allgemeinen Geistesleben der Stadt neue Akzente gesetzt. Freilich lag das alles zugleich eingebettet in die größere Bewegung der katholischen Restauration, die auch von der Regierung aufgenommen worden war. So war es selbstverständlich, daß der amtliche Verkehr zwischen Ordinariat und Regierung nahezu reibungslos verlief. Hierzu trug vor allem auch die persönliche Freundschaft Schwäbls und Schenks bei. Allerdings blieb alles eingespannt in die Bedingungen des bayerischen Staatskirchentums.

Schwäbl besaß auch einen ausgeprochenen Wohltätigkeitssinn. Gerade im 19. Jahrhundert war man hier sehr sensibel geworden. Das zeigte die aufbrechende soziale Bewegung. Vorbildhaft wirkte in Regensburg Apolonia Diepenbrock, der auch Schwäbl jede Unterstützung zuteil werden ließ. Im Oktober 1837 hatte Schwäbl die Barmherzigen Schwestern nach Regensburg geholt. Sie sollten das katholische Krankenhaus übernehmen, das man nun in das Deutschordenhaus bei der Ägidienkirche verlegt hatte und das vom Domkapitel geleitet wurde. Daran, daß Schwäbl auf diesen Orden zurückgriff, hatte vor allem auch Diepenbrock Anteil, mittelbar auch Clemens Brentano. Er nahm das jedenfalls selbst für sich in Anspruch. Tatsächlich aber hatte sein in Koblenz geschriebenes Buch über die Barmherzigen Schwestern gerade auch für die Verbreitung des Ordens in mehreren Städten Bayerns den Boden bereitet.

Schwäbl führte auch die Restaurierung des Doms durch. Die Arbeiten zogen sich vier Jahre hin. Die Art und Weise, wie man dabei vorging, ist wieder bezeichnend. Deutlich tritt hier ein weiteres Kennzeichen der Restaurationszeit hervor: die Vorliebe für das Mittelalter. Diese betonte Rückbindung aber hatte zugleich einen bestimmten Sinn. Man wollte mit den Zeugnissen der eigenen großen Glaubensvergangenheit die Gegenwart neu beleben. Das galt für alle Lebensbereiche, vor allem für die Kunst, etwa die Musik, wo durch Proske und Ett die Vokalpolyphonie wieder eingeführt wurde, die Literatur, wo man die mittelalterlichen deutschen Mystiker neu entdeckte. Und das entsprach der eigenen, nach der Aufklärung neu gewonnenen religiösen Sensibilität, auch dem eigenen religiösen Bedürfnis. Man fand hier gleichsam die Glaubensvorbilder, die man für die eigene Zeit geltend machen konnte, mit denen man die eigene Religiosität kanalisieren konnte. Und man fühlte sich der mittelalterlichen Frömmigkeit mit ihrer mystischen Innerlichkeit weit mehr verwandt als dem Barock, in dem alles ins Welthafte gewandt schien.

Hinter allem aber stand doch ein ausgesprochenes Programm. Und eben diese willentliche Anstrengung der Erneuerung von der eigenen Vergangenheit her gab der ganzen Epoche das unverkennbare Vorzeichen des Epigonenhaften. Damit tritt wieder das bewußt erzieherische Anliegen hervor, das in allem waltete. Es ging nicht um diese Glaubenszeugnisse selbst, sondern um deren Wirkung für die eigene Gegenwart. Mit ihrer Wiederherstellung sollte zugleich der Geist der Andacht wiederhergestellt werden, der sie hatte entstehen lassen. Und je reiner sie wiederhergestellt würden, desto eindringlicher würde die in ihnen niedergelegte Glaubensüberzeugung sprechen und wirken. Das war gewissermaßen die pädagogische Gleichung der Restaurationszeit.

Darin blieb auch die Domrestaurierung in all ihren Phasen eingebettet. Es ging in erster Linie nicht um eine möglichst authentische Renovierung, sondern um dieses katholisch restaurative Ideenprogramm. Allein von hierher wird auch der unglückliche Mißgriff erklärbar, daß man bedenkenlos die gesamte Barockausstattung opferte. Daraus sprach einmal eine gewisse Ernüchterung von der Überladenheit des Barock, dann die klare Wertung, daß die Gotik der erhabeneren, reinere Stil sei. So sollte der Dom in seiner ursprünglichen Würde wiederhergestellt sein, das hieß aber nichts anderes als in seiner ursprünglichen Aussage- und Symbolkraft. Als einzigartiges Glaubenszeugnis der Vergangenheit sollte er Vorbild für die eigene Gegenwart sein. Die in ihm niedergelegte Glaubensüberzeugung sollte also erneut anschaulich sein und in die eigene Zeit herüberübersetzt werden. Umgekehrt sollte die eigene Geistigkeit und Gläubigkeit in die des Mittelalters zurückgespannt und verankert werden. Dabei freilich idealisierte man die mittelalterliche Glaubenswelt. Doch glaubte man, von ihr her die religiöse Verflachung der Aufklärungszeit überwinden zu können. Darin scheint zugleich das letzte Ziel der katholischen Restauration des 19. Jahrhunderts auf: der Versuch, wieder ein geschlossenes christliches Weltbild herzustellen, wie es auch für das Mittelalter selbstverständlich war. Vor allem hier aber scheiterte man, wie die geistesgeschichtliche Fortentwicklung zeigte.

Am Pfingstsonntag, den 19. Mai 1839, nahm Schwäbl die feierliche Wiedereröffnung des Domes vor. Diepenbrock hatte die Festpredigt übernommen. Der eigentliche äußere Höhepunkt der Bischofszeit Schwäbls aber war die Feier des 1100jährigen Bestehens des Bistums Regensburg im folgenden Jahr. Schwäbl hatte dazu eine ganze Woche angesetzt. An jedem Tag sollte im Dom ein feierliches Hochamt mit vorausgehender einstündiger Predigt stattfinden, nachmittags eine Vesper und abends eine Schlußandacht. Dazu hatte man einen vollkommenen päpstlichen Ablass erwirkt.

Die kirchliche Festwoche begann am 5. September 1840, einem Samstag, mit einem viertelstündigen Vespergeläut aller Glocken in der Stadt. Die anschließenden Vesper hielt dann Erzbischof Gepsattel. Er zelebrierte auch am Sonntag das Hochamt. Diepenbrock hatte dabei die erste einleitende Predigt gehalten. Schwäbl selber wollte nicht predigen. Er hatte sich mit einem Hirtenbrief an das ganze Bistum gewandt. Am Nachmittag, nach der Vesper um drei Uhr, wurden dann in einer feierlichen Prozession die Reliquienschreine der drei Bistumspatrone Wolfgang, Emmeram und Erhard von der Emmeramskirche in den Dom überführt. Die Schlußandacht um acht Uhr im Dom beendete schließlich diesen Tag. Er wurde in der ganzen Diözese so begangen.

Der zweite hohe kirchliche Ehrengast neben Gepsattel war der Salzburger Fürsterzbischof Schwarzenberg. Er hielt das Hochamt des folgenden Sonntags, mit dem die Festwoche schloß, und nahm auch an der nachmittägigen Prozession teil, bei der man die Reliquienschreine wieder nach St. Emmeram zurückbrachte. Die acht Festpredigten erschienen nachher im Druck. Diepenbrock hatte sie herausgegeben.

Ein Hauptanliegen war Schwäbl stets die Schule geblieben. Auch hier nahm er vieles selber in Augenschein und wies dann die Regierung auf die Mängel hin. Ihm ging es nicht um die bloße Ausbildung, sondern um die rechte Erziehung, insbesondere im sittlich-religiösen Sinn. Gerade um dieses Zweckes willen förderte er die Kongregation der Armen Schulschwestern von Theresia Gerhardinger. Diese junge Bewegung war zunächst von Michael Wittmann und Sebastian Job unterstützt worden. Schwäbl bemühte sich nun selber um die Statuten des Ordens und erteilte ihm 1834 die bischöfliche Bestätigung. Aufgabe der Schulschwestern war die Erziehung der weiblichen Landjugend. Das Aufblühen und die Ausbreitung verdankte der Orden nicht zuletzt Schwäbl. Er sah damit ein gut Stück rechte Schulbildung garantiert. So kaufte er schließlich auch in seinem Heimatort Reisbach ein Haus für die Schwestern an.

Die Gymnasien wollte Schwäbl gern den Benediktinern anvertraut wissen. So betrieb man die Wiederherstellung des Ordens gerade auch unter diesem Gesichtspunkt. Die Übernahme des Schulwesens war damit zugleich zu einer Art Daseinsberechtigung geworden. Beim König spielten hier auch rein finanzielle Gründe mit. Beispielsweise entfiel bei Ordensleuten die Altersfürsorge. Andererseits stand hinter allem wieder die Idee der Restauration: das kirchliche Leben sollte in seiner Fülle und Vielfalt neu erstehen. Die Anfänge der Neugründungen waren recht mühsam. Dafür hegte man für sie eine um so größere Vorliebe. Ein Beispiel mag hier Metten sein. Nach der Episode der Angliederung an das Kloster St. Stephan in Augsburg erlangte es 1840 seine Selbständigkeit. Erster Abt wurde Gregor Scherr. Nicht zuletzt das unermüdliche Bemühen auch des Regensburger Ordinariats hatte das schließlich ermöglicht. Von hierher erklärt sich auch Schwäbls Vorbehalt gegen die Einführung anderer großer Orden in Bayern, vor allem der Jesuiten. Darin lag keine Abneigung, sondern die Angst, die jungen benediktinischen Neugründungen könnten vor solcher Konkurrenz nicht bestehen. Auch hieraus spricht Schwäbls Vorliebe für die Benediktiner mit ihrer alten bayerischen Tradition, vor allem aber seine Erwartung, die er in den Orden für das allgemeine kirchliche Leben setzte.

Gerade hierzu aber gab es auch eine andere Meinung. Sie wurde gerade von Schwäbls engstem Freund, Diepenbrock, vertreten, der seit 1835 Domdechant war. Er mißtraute grundsätzlich dem Erneuerungswillen und der Erneuerungskraft der Orden. Vielleicht machte Diepenbrock dabei allzu strenge Maßstäbe geltend. Er hatte aber von seiner kirchenamtlichen Stellung her den besten Einblick. So verweigerte er Schwäbl jede Mitarbeit. Diepenbrock stand mit seiner Überzeugung wohl nicht ganz allein, aber nur er vertrat sie mit dieser Konsequenz. Schwäbl fühlte sich davon zuinnerst persönlich getroffen, vor allem weil ihm Diepenbrock von Sailer her so nahe stand und in der ganzen Diözesanverwaltung gewissermaßen seine rechte Hand war.

Ganz andere Resonanz fand Schwäbl hier bei Karl von Abel. Abel war seit 1837 Innenminister. Sein Regierungsantritt markiert zugleich die kirchenpolitische Wende von der Irenik Sailers zur strengkirchlichen Haltung und zum Ultramontanismus. Das gemeinsame Eintreten für die Benediktinerklöster hatte Schwäbl mit Abel zusammengeführt. Und er rechnete ihn zu seinen vertrautesten persönlichen Freunden. Offensichtlich wirkte sich hier auch Abels Lebenswende von einer aufgeklärt-liberalen und eher kirchenfeindlichen Gesinnung hin zu einer betont katholischen Haltung nie belastend aus. Das belegt jedenfalls der umfangreiche Briefwechsel, in dem auch sehr Persönliches ausgetauscht wurde.

Die Gewichte in dieser Freundschaft aber waren sehr ungleich verteilt. Schwäbl war der stets warm und aufrichtig empfindende Freund, der wirkliche echte Freundschaft gewähren konnte, Abel dagegen blieb auch bei aller vertrauten Nähe letztlich der be-

rechnende Politiker. Bezeichnend ist hierfür Abels Haltung zu Diepenbrock. In seinen Briefen kam Schwäbl immer wieder auch auf ihn zu sprechen. Meist waren diese Stellen ein ausgezeichnetes Zeugnis für Diepenbrock. Aber Schwäbl beklagte sich oft genug über Diepenbrocks negative Einstellung zu den Orden, auch über seine allzu heftige Wesensart. Abel jedoch schaltete Diepenbrock nun beim König ganz bewußt als möglichen Bischofskandidaten aus. Schwäbl hatte hierzu eine recht unglückliche Wegbereitung geleistet. Allerdings entschuldigt dabei seine Ahnungslosigkeit vieles. Freilich sah er in Abel zu sehr den vertrauten Freund und glaubte, sich ihm offen mitteilen zu können, oft auch aus einer bloß augenblicklichen Verstimmung heraus. Abel dagegen prägte alles sofort in sein politisches Handeln um. Dahinter stand der aufgebrochene kirchliche Richtungsstreit. So bekämpfte Abel in Diepenbrock vor allem den Sailerschüler. Schwäbl aber konnte um diese Wirkung nicht wissen. Abel hatte ihn auch über seine eigene strengkirchliche Position letztlich im unklaren gelassen. Vor allem das machte sein Verhältnis zu Schwäbl eigenartig schillernd.

Dasselbe bestätigte Abels Verhalten beim Münchener Streit um den Geistlichen Eberhard. Eberhard hatte zu Jahresanfang 1841 in der St. Michaelskirche eine Reihe wahrer Hetzpredigten über die gemischte Ehe gehalten. Alles war ein typischer Auswuchs der neuen strengkirchlichen Richtung. Unverständlich bleibt nur, wie das Münchener Ordinariat dem so lange zusehen konnte. Abel hatte schließlich Schwäbl gebeten, im Vertrauen an Eberhard zu schreiben. Schwäbls Brief an Eberhard aber gelangte in die Öffentlichkeit, und zwar durch einen offensichtlichen Vertrauensbruch im Innenministerium. Eberhard reagierte nun mit einem ebenfalls öffentlichen maßlos heftigen Schreiben, das freilich für sich sprach, aber Schwäbl tief verletzen mußte, und zwar um so mehr, als er bereits von seiner Todeskrankheit gezeichnet war.

Nur sehr mühsam fand man sich nun endlich auch in München bereit, gegen Eberhard einzuschreiten, sowohl seitens des Ordinariats als auch Abels. Aber erst Schwäbls dringende Bitte an Abel hatte das ausgelöst. Im Grunde lag Abels Sympathie bei Eberhard. Vieles, was schlichtweg unhaltbar war, fiel ihm aufgrund seiner Eingenommenheit für die neue kirchliche Richtung gar nicht mehr auf. Schwäbl aber war zu krank, um hier noch wirksam gegensteuern zu können. Dazu wäre das ohnehin erfolglos gewesen, da sich gerade in München die strengkirchliche Partei längst durchgesetzt hatte und auch König Ludwig zu ihr übergeschwenkt war. Er ließ Abel zunächst völlig freie Hand, vor allem was die kirchliche Stellenbesetzung anlangte.

Schwäbl hatte sich im Juni wieder soweit erholt, daß man sogar mit seiner Genesung rechnete. Ein schwerer Brustkrampf aber warf ihn erneut nieder. Dazu trat jetzt ein altes Bruchleiden hervor, das den sicheren Tod bedeutete. Schwäbl wußte auch selber darum. Am 8. Juli 1841 diktierte er Diepenbrock sein Testament und setzte darin die Regensburger Kirche zum Haupterben ein. Die Ärzte sprachen sich nun für eine Operation des Bruchs aus, die aber, da man noch über keine Narkosemittel verfügte, bei vollem Bewußtsein durchgeführt werden mußte. Diepenbrock sollte Schwäbl mit der Notwendigkeit dieser Operation vertraut machen. Er war auch während dieses Eingriffs zugegen, der eine ganze Stunde dauerte. Schwäbl überstand ihn überraschend gut. Aber er war körperlich bereits zu geschwächt, um genesen zu können. In der Nacht auf den 12. Juli, um dreiviertel drei Uhr morgens, starb er. Die Operation aber hatte ihm einen schmerzlichen Tod eingebracht.

Am 14. Juli wurde Schwäbl beerdigt. Man hatte die Feier auf den Nachmittag gelegt. Am Vormittag hatte Weihbischof Urban 42 Priesterkandidaten geweiht. Schwäbl selber hatte diesen Termin längst vorher festgelegt. Nun aber ließen es sich die Neugeweihten nicht nehmen, seinen Sarg auf den Schultern zu Grab zu tragen. Von der

bischöflichen Wohnung im Niedermünster aus ging der Zug noch einmal durch mehrere Hauptstraßen der Stadt in den Dom. Dort wurde Schwäbl vorne im rechten Seitenschiff beigesetzt, nahe dem Grab Sailers.

WERKE SCHWÄBLS (Auswahl):

Kirchengesang der heiligen Messe, München 1804. – Kleine Hauslegende für den Bürger und Landmann. Auch ein Buch für die Feiertagsschule, Landshut 1807. – Kurze und lehrreiche Parapeln. Ein Lesebuch für die liebe Jugend, München 1813. – Der christliche Seelsorger, was und wie er sein soll. Dargestellt in einigen Primizreden. Nebst einer Zugabe von vermischten Predigten. Ein Primizgeschenk für junge Geistliche, München 1816. – Geschichtspredigten. Ein Erbauungsbuch für christliche Familien, Bd. 1 u. 2, München 1819 u. 1822. – Was erwarten Kirche und Vaterland von Klerikalseminarien? Beantwortet bei der feierlichen Wiedereröffnung des erzbischöflichen Klerikalseminars zu Freising, den 9. November 1830, München 1831. – Katechismus der christkatholischen Religion für den Jugend- und Volksunterricht im Bistum Regensburg, Sulzbach 1835. – J. Lipf (Hg.), Hirtenworte des Hochseligen F. X. von Schwäbl, Bischof von Regensburg, Regensburg 1842.

LITERATUR:

M. Diepenbrock, Trauerrede auf den Hintritt des Hochwürdigsten Herrn Herrn Franz Xaver v. Schwäbl, Bischof von Regensburg, Regensburg 1841. – J. Lipf, Oberhirtliche Verordnungen und allgemeine Erlasse für das Bistum Regensburg vom Jahre 1250–1852, Regensburg 1853. – T. v. Borodajkewycz, Bischof und Domdechant. Franz Xaver Schwäbl und Melchior von Diepenbrock, in: Festschrift für K. G. Hugelmann, hg. v. Wilhelm Wegener, Bd. I, Aalen 1959, 107–132. – W. Hahn, Romantik und katholische Restauration. Das kirchliche und schulpolitische Wirken des Sailerschülers und Bischofs von Regensburg Franz Xaver von Schwäbl (1778–1841) unter der Regierung König Ludwigs I. von Bayern (Miscellanea Bavarica Monacensia), München 1970. – P. Mai, Schwäbl, Franz Xaver von, in: E. Gatz (Hg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1983, 684 f. – A. Loichinger, Melchior Diepenbrock. Seine Jugend und sein Wirken im Bistum Regensburg (1798–1845) (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 22), Regensburg 1988.